

Laudatio für Barbara Schiblis Manuskript «Flechten», Studer/Ganz-Preis 2016

Literaturhaus Zentralschweiz, 24. November 2016

Was gleicht einer Flechte mehr als eine andere Flechte der gleichen Familie? Und doch sind sie verschieden, weiss die Flechtenforscherin Anna Baselgia. Die 34-jährige Bündnerin ist Hauptfigur und Erzählerin in Barbara Schiblis Romanmanuskript «Flechten». Anna hat die ersten vier Jahre ihres Lebens mit der Familie in den USA verbracht, bevor sie mit Mutter und Schwester nach Graubünden ins heimatliche Bever übersiedelte und dort aufwuchs – ohne den Vater, der in den USA blieb und dessen Präsenz sich auf Telefongespräche, Postkarten und Geldsendungen beschränkte. Aus Bever zog Anna schliesslich mit ihrer Schwester Leta nach Zürich, wo sie Biologie studierte. Und nun arbeitet Anna am Zürcher Institut für Flechten, Moose, Farne und Pilze, während Leta, die Fotografin wurde, zurück nach Bever gezogen ist.

Annas Interesse für Flechten ist, man ahnt es schnell, alles andere als zufällig. Sie sagt über ihren Forschungsgegenstand: «Manchmal ist es zum Verzweifeln: Sie auseinanderhalten, das Bestimmen der einzelnen Arten bei der Gattung der Cladonien ist äusserst schwierig». Diese Schwierigkeit des Auseinanderhaltens betrifft ihre eigene Person ganz wesentlich: Anna und Leta sind nämlich eineiige Zwillingsgeschwestern. Und eineiige Zwillinge, so sagt die Erzählerin, sind «eine einzige Zumutung». Eine Zumutung für die anderen, die nicht wissen, welche Schwester sie vor sich haben und deshalb verunsichert und beschämt sind und es vermeiden, die beiden beim Namen zu nennen. Eine Zumutung aber auch für sich selbst und für einander – denn die Lust auf Verschmelzung, auf symbiotische Zweisamkeit kontrastiert ständig mit dem Bedürfnis, sich abzugrenzen und die eigene, unverwechselbare Identität zu behaupten.

Mit der Frage nach der Identität nimmt Barbara Schibli ein «ur-typisches» Thema der (Schweizer) Literatur auf – man denke nur an Max Frischs Roman *Mein Name sei Gantenbein* –, sie gibt ihm aber eine neue, poetische Wendung. Sie stellt das Thema Identität resolut in den Kontext der Postmoderne. Was macht unsere Identität heute aus, im Zeitalter von Internet, der genetischen Forschung, der neuen technologischen Möglichkeiten? Auf den Strassen, in Bahnhöfen und Flughäfen wimmelt es von unbekannten Leuten. «Die Austauschbarkeit von Menschen ist unerträglich», stellt Anna fest. Wer oder was garantiert uns heute unsere Einzigartigkeit, identifiziert uns als Individuum? Ist es – eine etwas makabre Vision – der Zahnarzt anhand des Gebisses? Sind es die Gene, die heute praktizierte Analyse der DNA? Oder die Computer-Funktion der Gesichtserkennung? Letzteres hilft Anna wenig, da ihre Schwester ja die gleichen Gene hat und bis auf ein Erkennungszeichen gleich aussieht wie sie. Auch die Familiengeschichte teilt sie mit der Schwester, obwohl es, wie man erfahren wird, auch hier einen entscheidenden Unterschied gibt.

Wenn Anna sich ihrer eigenen Person vergewissern will, dann googelt sie sich selbst. Jedes der sechs Kapitel beginnt mit einer kurzen, surrealistisch anmutenden Sequenz, die bis auf einmal mit der Internetsuche verbunden ist. Aus den Suchresultaten für Annas Namen ergibt sich ein rätselhaftes Porträt, das teils auf Begebenheiten, die wirklich mit ihr zu tun haben, teils auf falschen Verknüpfungen beruht. Wer sich je aus Neugierde selbst gegoogelt hat, wird die Erfahrung kennen...

«Ich bin Mitglied eines Schwimmvereins in Herisau und lege in einer Diskothek in Novosibirsk auf, man hat mich gesehen in einer Bar, in der ich nicht war, und in einem Videoclip rennt mir ein vierjähriges Mädchen entgegen, blutleer.»

Diese kurze Aufzählung taucht in Variationen immer wieder auf und begleitet den Roman als poetischer Refrain.

Der Roman ist nicht nur Familien- und Entwicklungsroman der beiden Schwestern, er verwebt auch geschickt Themen der Kunst und der Wissenschaft. Anna und Leta betrachten beide die Welt durch eine Linse: Während Anna ihren Forschungsgegenstand, die Flechten, mit dem Mikroskop untersucht, fotografiert Leta seit ihrer Kindheit obsessiv, und zwar ausschliesslich ihre Zwillingsschwester Anna. Dass Leta sie ständig fotografiert, empfindet Anna zuerst als Ausdruck der schwesterlichen Nähe, immer häufiger aber als Übergriff. Leta zeigt ihre Fotos in einer grossen Ausstellung in Treviso. Allerdings hat sie das Zeichen, das die beiden Schwestern voneinander unterscheidet, wegretuschiert, so dass die Bilder sie selbst zeigen könnten und nicht Anna, die zur deren Betrachterin wird. Tatsächlich heisst die Ausstellung «Observing the self». Anna fühlt sich verraten, von der Schwester missbraucht und ausgelöscht.

In ihrer wissenschaftlichen Arbeit hat Anna als Einzelperson ebenfalls keinen Platz: beim Schreiben muss sie die persönlichen Formulierungen sorgfältig vermeiden, mit Passiv- oder «man»-Sätzen umgehen. Geduldet ist nur die kollektive Form, das englische «we», das sich auf das ganze Institut bezieht, als ob dort nicht Hierarchie und Konkurrenzkampf herrschten. Witzig und treffend beschreibt Barbara Schibli die Welt der Forschung, insbesondere eine internationale Tagung im finnischen Lammi, an der Anna teilnimmt. Atmosphärisch dicht zeigt die Autorin die Begegnung der jungen Forscherinnen und Forscher, die sich vorübergehend zu einer Gemeinschaft zusammenschliessen und nach der Tagung wieder auseinanderdriften.

Annas «Ich», so bedroht es ist, nimmt in der Erzählung ihrer Geschichte einen umso wichtigeren Platz ein. Indem die Erzählerin sowohl Letas künstlerische wie auch ihre eigene wissenschaftliche Arbeit beschreibt und in Bezug zueinander setzt, findet sie zu einer neuen, persönlichen und unverwechselbaren Sprache.

«Herauskristallisieren von Gemeinsamkeiten», so die Biologin, «ist eine wesentliche Operation, nicht nur in der Wissenschaft.» Diese Erkenntnis setzt der Text auf spezielle Weise um: Die Identifikation zwischen den Flechten und der Hauptfigur lässt sich anhand eines dichten Netzes von Ähnlichkeiten und vergleichbaren Reaktionen verfolgen. So heisst es, «Flechten sind Bioindikatoren für Luftschadstoffe» oder Flechten wirken «verletzlich», «fragil», zeichnen sich aber durch «Widerstandsfähigkeit und Zähigkeit» aus. Dasselbe trifft auf Anna zu: Sie registriert Stimmungen sehr genau und reagiert sensibel auf zwischenmenschliche Spannungen. Trotzdem lässt sie sich nicht unterkriegen und instrumentalisieren. Obwohl sie in zwei eindrücklichen Szenen Gewalt erfährt, zuerst von ihrer Schwester Leta, dann von ihrem Freund Dejan, so ist sie doch keineswegs ein Opfer, sondern erweist sich als ähnlich zäh und widerstandsfähig wie ihr Forschungsgegenstand. Sie wehrt sich und ist auch selbst aufbrausend. Einmal schlägt sie gar mit dem Hämmerchen für die Flechten auf Letas Kamera-Objektiv, dass es zersplittert. Anna vereint widersprüchliche

Eigenschaften und Impulse, sie fühlt sich verloren und ist zielstrebig, sie ist ehrgeizig und will doch nicht alles dem Beruf unterordnen, sie liebt ihren Freund und stürzt sich in sexuelle Abenteuer, sie leidet unter Rivalität und ist kampfbereit, sie sucht Nähe und will sich nicht mitteilen. Der Autorin ist so ein differenziertes, facettenreiches und originelles Frauenporträt gelungen.

Sensibilität und Kraft beweist nicht nur Barbara Schiblis Hauptperson, sondern auch ihre Sprache. Insbesondere aus der Benennung und Beschreibung der Flechten ergeben sich starke Metaphern. Wer wäre nicht fasziniert von ihren Namen, von der Beschreibung ihres Anblicks unter dem Mikroskop, ihrer spezifischen Lebensweise? Auch Körpererfahrungen wie die mehrfach beschriebene Drehbewegung oder kulturelle Motive wie der Drachenkampf des heiligen Georg ziehen sich durch den Text und gewinnen mittels Wiederholung und Variation an Bedeutung.

Geografisch spannt der Roman den Bogen von Amerika in die Schweiz und weiter nach Italien und Finnland. Dabei bestechen die lebendigen, genauen Beschreibungen der Architektur und der Natur: Ob man sich unter dem «Egg» von Albany, New York State befindet, in der Zürcher Langstrasse oder im Engadiner Dorf Bever, in den Bündner Bergen, in Helsinki oder an einem finnischen See, stets sind die Bilder eigenwillig und überraschend. Da lässt sich keine Reiseführer-Prosa oder Wikipedia-Recherche vernehmen, sondern es eröffnet sich ein spezieller Blick, lässt Bekanntes neu sehen und Unbekanntes entdecken.

Die Jury des Studer/Ganz-Preises gratuliert der Autorin für ihren packenden, poetischen und überzeugenden Romanerstling. Sie begrüsst damit eine neue, originelle Stimme der Schweizer Literatur. Wir freuen uns nun auf die Lesung und natürlich auch darauf, das Buch im Dörlemann Verlag publiziert zu sehen.

Ruth Gantert